

Ich lebe

Eins...zwei...drei...vier...fünf...sechs...sieben...acht...neun...zehn...elf...zwölf Sekunden war Philipp Bosshard in einem Flammenschacht gefangen. Es ist ein Wunder, dass er überlebt hat.

TEXT CHRISTIAN BÜRGE



Philipp Bosshard im Hallenbad von St. Moritz beim Schwimmtraining.

Philipp dreht sich der Magen. Das Schwimmen ist für ihn die erbarmungslose Konfrontation mit der Welt. «Da ist es mir am Vorabend schon schlecht. Ich bin komplett entblösst», sagt er. Das Schlimmste ist der Weg ins Wasser. Jeder kann ihn sehen. Ist er einmal im Becken, ist es ihm egal. Dann ist er geschützt.

Es ist ein Schritt aus der Komfortzone. Aber er muss unter Leute. Sonst bewegt er sich in die Abwärtsspirale.

Philipp's Arme pflügen durch das Wasser des Hallenbads in St. Moritz. «Machsch no vier, Philipp», ruft ihm Semira Bontognali bei der Wende vom Beckenrand zu. Sie ist Triathlon-Trainerin. Ihr Blick schweift über die anderen Bahnen. Dort schwimmen Weltklasseathleten wie Daniela Ryf, vierfache Hawaii-Siegerin, oder Sebastian Kienle, Hawaii-Sieger 2014. «Bei Philipp fangen wir ganz vorne an», sagt Bontognali. «Dass er sich überhaupt wohl fühlt im Wasser.» Wenn sie von Philipp spricht, meint sie den Athleten, sie sieht ihn nicht als Opfer. Ein Ironman-Wettkampf ist das Ziel des 33-Jährigen. Doch sein eigentliches Ziel ist es vorwärtszukommen. Wenigstens einen Schritt. Und dann noch einen. Allem einen Sinn zu geben. Zu zeigen, dass er da ist.

Philipp kommt aus dem Wasser. Seine Haut ist durchzogen von Narben. Wie Flüsse, die sich durch eine Landschaft schlängeln. Eine Landschaft, in der sich verschiedene Haut-



Zwölf Sekunden hat Philipp im Flammeninferno überlebt.

töne abwechseln. Mal ein braunes Feld. Mal eines in Rosa. Aber der Blick landet in seinem Gesicht. Seinem Lächeln. Und den leuchtenden Augen.

Beim Schwimmen kommen ihm oft Gedanken an die Intensivstation. Die Kacheln des Beckens, das Licht, die Eintönigkeit und die Stille werfen ihn immer wieder zurück an den Ort, wo er war. «Aber das Eintauchen ist auch schön. Als ob ich im Wasser fliege», sagt er.

Der Unfall

Montag, 2. Juni 2014. Philipp hat ein Wochenende mit seiner Freundin aus Davos hinter sich, abends will er noch aufs Bike. Seine Freunde sagen über ihn: Wenn Philipp kommt, geht die Sonne auf.

An diesem Tag arbeitet er auf einer Baustelle im aargauischen Küttigen. Er ist spezialisiert auf Grundbau. Heute bohrt er Ankerkörbe in einen Hang, um die Strasse oberhalb des geplanten Einfamilienhauses zu sichern. Die Schächte sind zehn Meter tief und haben einen Durchmesser von 62 Zentimetern. Sie werden mit Zement aufgefüllt, damit die Säulen den Boden stabilisieren. An diesem Morgen stösst der Bohrkopf in neun Metern Tiefe auf Fels, rutscht schräg weg, verklemmt sich und bricht vom Bohrgestänge ab. Philipps Arbeitskollege steht kurz vor der Pensionierung. Dem Jüngeren ist klar: Ich muss da runter. Sein Kollege erklärt ihm, wie man die Maschine retten kann: Ins Loch abseilen, eine Vorrichtung an den Bohrkopf schweissen, eine Kette daran, dann wird er rausgezogen. «Mir war nicht wohl bei dieser Aktion.» Philipp ist im Zwiespalt. Aber er entscheidet sich, es zu tun.

Es ist eng in der 60 Zentimeter schmalen Röhre. Wenn Philipp schweisst, nimmt es ihm den Sauerstoff. Er hat eine Taschenlampe im Mund, damit er etwas sieht. Muss zuerst schauen, wo er schweissen soll, dann die Augen schliessen – und loslegen. Philipp ist voller Adrenalin in diesem tiefen Loch. Sein Arbeitskollege hat Angst, dass er zu wenig Luft bekommt, und will ihn mit Sauerstoff versorgen. Er lässt einen Schneidbrenner mit Sauerstoffschlauch in die Tiefe. Als Philipp wieder zu schweissen beginnt, sammelt sich der Sauerstoff an und entzündet sich. «Mein Schuh

fing an zu brennen. Ich dachte, es seien Schweissfunken. Plötzlich war in der ganzen Röhre ein Inferno. Und die Hitze stieg. Ich schrie, tobte. Zieh mich drauf!» Die Maschine zieht ihn langsam hinauf. Zwölf Sekunden steht Philipp in der Flammensäule. Er hat die Augen geschlossen. Auf dem letzten Meter schaut er an sich hinunter. Er sieht, dass sich die Hose und das Leibchen aufgelöst haben. Wie wenn Seidenpapier im Feuer aufgeht. Sein Kollege löscht ihn mit Wasser. Dann sieht Philipp auf seinen Arm. Er ist aufgeplatzt wie ein Cervelat.

Zuerst spürt er wegen der Panik und des Schocks nichts. Erst als er am Boden liegt, fühlt er Schmerzen. Sein Kollege rennt zum Bauwagen, ruft die Ambulanz an. Es dauert sieben oder acht Minuten, bis sie da ist. Das werden sie ihm später erzählen. Die ganze Zeit ist er bei Bewusstsein. Das sagt ihm seine Erinnerung. Und dass es sich wie eine Ewigkeit anfühlte.

Die Haut ist weiss. Totes Gewebe. Die Sanitäter kommen an ihre Grenzen. Sie können im Arm kaum einen Eingang legen, denn sie sehen keine Adern. Und Philipps Körper ist stark unterkühlt. Zum Glück ist der Ambulanzwagen vorgeheizt. Das rettet Philipp das Leben.

Sein ganzes System ist überfordert und bläst den Körper mit Wasser auf. Er könnte daran ertrinken. Philipp wird ins Kantonsspital Aarau gefahren, dann mit der Rega ins Verbrennungszentrum des Unispitals Zürich geflogen. Dort wird in mehreren Operationsschritten sein totes Gewebe entfernt, danach der Körper mit einer Leichenhaut bedeckt, der Haut von mehreren Organspendern. Mit dem

Hautersatz wird der Körper geschützt. Damit Philipp zumindest kurzzeitig am Leben bleibt. Und die Angehörigen Abschied nehmen können. Eine winzige Hoffnung besteht, dass der Körper die Spenderhaut als Gerüst nutzt, um eigenes Hautgewebe zu bilden.

Oft befallen innert weniger Tage Bakterien den Körper. Bei Philipp passiert das nicht. Das verschafft ihm und den Spezialisten Zeit. Innerhalb von Wochen züchten sie in einem Labor in Lausanne aus einer winzigen Hautbiopsie eine dünne Schicht künstlicher Haut. Und decken Philipp Schritt für Schritt damit zu.

Die Wissenschaft macht seit einigen Jahren grosse Fortschritte im Bemühen, verschiedene Zellschichten herzustellen und Oberhaut (Epidermis) und Unterhaut (Dermis) in Kombination zu züchten. Bald soll es sogar möglich sein, Pigmentierung in die Haut einzuschliessen. Bei Philipp aber geht es nicht um Details. Sondern darum, dem Tod zu entgehen.

«Die Haut wächst nicht direkt an», erklärt Philipp, «sie wird abgestossen, wächst an, wird erneut abgestossen. Es gibt Infektionen, Blutvergiftungen. Du bist vollgepumpt mit Antibiotika. Ein schmaler Grat. Der schlimmste Feind sind die Bakterien.»

Er hat fast durchweg schwerste Verbrennungen dritten Grades. Seine Überlebenschance ist gering. Viele Patienten mit ähnlich schweren Verbrennungen sterben. Philipp aber überlebt.

Die neue Rolle

Am Champfèrersee bei Silvaplana. Philipp joggt eine Runde mit seiner Trainerin Semira. Sie gibt das Tempo vor. Menschen wie Semira tun ihm gut,

«Mein Schuh fing an zu brennen, ich dachte, es seien Schweissfunken. Plötzlich war in der ganzen Röhre ein Inferno.»

sagt er. «Sie zeigte mir von Beginn weg, dass sie nicht meine Therapeutin ist.» Der Triathlon motiviert ihn und gibt ihm eine neue Handlungsrolle: Er tritt als Athlet auf. Kann Fähigkeiten und Kompetenzen zeigen, nicht immer nur Mängel und Schwächen. In der Natur zu sein, empfindet er als Privileg. Auch wenn ihn für Momente die Vergangenheit einholt. Wie verschwommene Bilder aus der Intensivstation. Dann atmet er die kühle Luft ein, sieht seine Beine wirbeln, hört das Scharren der Schuhe auf dem Kiesweg und denkt: Ich bin weit gekommen.

Auf dem schmalen Seeweg verlangsamt er das Tempo. «Weisst du», sagt er und atmet tief durch, «die vergangenen Jahre sind für meine Familie nicht so gut gelaufen. 2014 bekam mein älterer Bruder Krebs. Das war nur Monate vor meinem Unfall. 2018 erkrankte meine Mutter schwer. Aber wir wollen nicht klagen.» Der Mutter gehe es den Umständen entsprechend gut. Und der Bruder habe den elterlichen Bauernhof in Hochfelden bei Bülach übernommen.

Philipps Stimme ist sanft. Er wägt seine Worte ab, macht Pausen, überlegt. Und trotz all der Ungeheuerlichkeiten, die ihm widerfahren sind, lächelt er immer wieder. Nach einem ersten Besuch im Zürcher Unterland ist das unsere zweite Begegnung. Er ist noch entspannter, klatscht ab, witzelt, fragt nach dem Befinden und der langen Fahrt. Er hätte jeden Grund der Welt, sich nur um sich selbst zu kümmern. Aber er sagt: «Armer Kerl, dass du kaum geschlafen hast und dir von der Passfahrt auch noch übel wurde.» Man beisst sich innerlich auf die Zunge für die gedankenlose Bemerkung, die

eben rausgerutscht ist. Aber Philipp versteht es. Er hat um sein Leben gekämpft. Andere haben Probleme wie einen unpässlichen Magen.

Die Intensivstation

Ans Koma hat er eine vage Erinnerung. Am besten vergleichbar sei es mit einem Albtraum. Aber als Dauerzustand. Wenn man aus einem normalen Albtraum erwacht, hat man ein körperliches Gefühl der Erleichterung. Doch dieses Gefühl kam nicht. Es war eine Mischung aus Stress, Angst, Panik. Eine dauerhafte Bedrohung. Als werde er gejagt.

Nach knapp drei Monaten erwacht er erstmals. Die ersten Personen, die er wahrnimmt, sind acht bis zehn Ärzte, die im Halbkreis um sein Bett stehen. Er fühlt sich wie in einer Scheinwelt. Ein Arzt sagt: «Jetzt ist er da. Wie geht es Ihnen?» Philipp weiss nicht recht, was das alles soll. Er lacht und sagt: «Gut! Wann kann ich wieder gehen? Und wann Sport treiben?» Der leitende Arzt der Unfall-Intensivstation fragt ihn, welchen Sport er meine. Philipp sagt: Biken, Downhill-Fahren. Die Ärzte lachen und sagen: Das braucht noch etwas Zeit.

Philipp ist eingepackt wie eine Mumie. Nur die Augen schauen raus.

Alle fünf Tage gibt es einen Verbandswechsel. Das geschieht unter Vollnarkose. Die Schmerzen wären nicht auszuhalten.

Philipp weiss nicht, dass er knapp dem Tod entgangen ist. Aber er setzt sich mehr und mehr damit auseinander. Auch mit der Frage, ob ein Leben so noch Sinn macht. Einmal geht seine Pflegerin neben ihm in die Knie und fragt: «Philipp, willst du überhaupt

noch?» Es geht auch ihr nah. «Damals habe ich realisiert, dass sie alles geben, damit ich am Leben bleibe. Und mir wurde bewusst, dass ich mich gegen das Sterben stelle.» Die Pfleger arbeiten bis zur Erschöpfung. Wenn sie ihn zwischendurch kurz alleine lassen, gerät er in Panik. Weil er über die Wochen immer mehr begreift, wie ausgeliefert und machtlos er ist.

In der Weihnachtszeit dekoriert seine Pflegerin das Zimmer jede Nacht neu. Jedes Mal, wenn er aufwacht, sieht es wieder anders aus. Einmal steht ein Tannenbaum da, einmal hängen Lichterketten, dann wieder sieht er Sterne am Fenster und Sprühschnee-Figuren. Eine Girlande mit leuchtenden Päckchen macht ihm in der Nacht Angst – die Medikamente sind so hoch dosiert, dass er Halluzinationen hat. Wenn es hell wird, sieht er ab und zu Schneeflocken vor dem Fenster tanzen. Die Pfleger bringen ihn sogar aufs Dach des Unispitals und drücken ihm einen Schneeball in die Hand. Es ist der einzige Ort, wo er an die frische Luft kann. Philipp fühlt sich lebendig. An Silvester schaut er von hier das Feuerwerk. Der Himmel explodiert in allen Farben. Und sein Herz schlägt etwas schneller.

Im Januar 2015 wird er für kurze Zeit in die Reha verlegt. Aber dort fehlt ein lebensnotwendiger Kompressionsanzug. Das führt überall zu Wassereinsparungen und schweren Entzündungen. Über den Notfall kommt Philipp erneut ins Verbrennungszentrum, hat schwere Blutvergiftungen. Wieder ist sein Leben in der Schwebe. Danach bleibt er noch ein halbes Jahr auf der Intensivstation.

Am Tag will er immer schlafen. Nicht vor Erschöpfung, sondern weil er nichts wahrnehmen will. Einschlafen kann er nur mit einem Narkosemittel. Abends bittelt er darum, dass die Pfleger ihn damit wegtreten lassen.

Weil er so voller Medikamente ist, bringt er beim Essen manchmal keinen Bissen hinunter. Alles schmeckt, als ob er einen Tannzapfen im Mund hätte. Alles ist bitter. Sie füttern ihn, Löffel für Löffel. Der Medikamentencocktail verursacht eine Wahrnehmungsverschiebung – Risotto sieht aus wie Regenwürmer. Es ist die Zeit, als Philipp nicht mehr will. «Ich überlegte mir, wie ich mir in diesem Zimmer das

**Alle fünf Tage gibt es einen Verbandswechsel.
Das geht nur unter Vollnarkose. Die Schmerzen
wären nicht auszuhalten.**

Leben nehmen könnte.» Aber immer folgt noch ein Tag. Das Leben ist sperrig, merkt er. Es lässt einen nicht einfach gehen.

Ein ganzes Jahr liegt Philipp auf der Intensivstation. Davon die ersten drei Monate im künstlichen Koma. Allein im ersten Monat wird er 20-mal operiert, insgesamt über 65-mal.

Der Blick in den Spiegel

Monatelang darf Philipp nicht wissen, wie er aussieht. Zu seinem Schutz, heisst es. Nichts in den Zimmern spiegelt, kein Glas, kein Chrom.

Wenn der Verband gewechselt wird, liegt er jeweils in einer riesigen Badewanne. Er schaut hinauf an die Decke. «Willst du deinen Arm sehen, Philipp? Er sieht schön aus», fragt ein Pfleger. «Ich konnte dann meinen Arm anschauen. Es war ein Schock. Ich sah nur blutiges Fleisch. Der Geruch ist intensiv. Die Pfleger haben darum unter der Maske einen Pfefferminzbeutel. Der Anblick hat bei mir viel ausgelöst.»

Sein Gesicht sieht er erst später. Wie beiläufig fragt er die Pflegerin, ob sie ihm einen Handspiegel bringen könne. Sie fragt ihn: «Hast du dich schon einmal gesehen?» Philipp sagt: «Ja.» Auch wenn das nicht stimmt. Als ihm sie einen Spiegel bringt, blickt er für ein paar Sekunden hinein. Er sagt nur ein Wort: «Okay.» Die Pflegerin nimmt den Spiegel wieder mit. Im ersten Moment macht es ihm nichts aus. Er spürt keine Trauer. Höchstens um die Haare. Kein Schnauz mehr im Gesicht, keine Augenbrauen. Vor allem keine langen Haare auf dem Kopf. Das beschäftigt ihn, den Snowboarder, der so stolz auf seine Mähne war.

«Damals sah ich noch viel verreckter aus», sagt er und rollt mit den Augen. «Ich hatte keine Nase mehr. Die war weg. Ich war so stark verbrannt. Durch die Hitze zog sich der Knorpel in der Nase zurück. Man sah hinein. Mir war es wichtig, dass sie die Nase machten.» Er sagt «verreckter». Manchmal redet Philipp so, wenn er aus einer ironischen Distanz über seinen mitgenommenen Körper redet. Roh und kantig. Vielleicht geht das nur so. Mit Galgenhumor. Aber wenn er über seine Emotionen spricht, wirkt er behutsam, zerbrechlich, feinfühlig.

Nach der Intensivstation wird er für ein Jahr in die Reha-Klinik verlegt. Dort werden die Verbandswechsel oft unter der Dusche gemacht. Nur schon die Mobilisation vom Bett in den Rollstuhl empfindet er als unbeschreibliche Qual. «Es war die Hölle. Nicht weniger.» Mit einem Elektrorollstuhl fährt er durch lange Gänge zur Duschkammer. Dort wartet ein Wundexperte, der ihm beim Aufstehen hilft. Unter dem Wasser wird der Verband aufgeweicht. Die ganze Zeit hat Philipp einen hohen Pegel an Schmerzmitteln. Eine Mischung aus Methadon und Fentanyl, das sehr abhängig macht. «Ich bekam vor dem Duschen einen Fentanyl-Lollipop, der eine Dosierung hatte – das kann man sich nicht vorstellen. Es gab eine Light-Version für die einen Patienten – der war schon eine Bombe – und eine hoch dosierte Variante für die schwereren Fälle. Ich bekam beide nacheinander. Sie schmeckten fein. Aber wenn man es nicht gewohnt ist, ist die Wirkung extrem. Ich weiss, wie es sich anfühlt, wenn man von so etwas abhängig ist. Das löst auch noch mal Schmerzen aus.»

2016 durfte er die Reha verlassen und zog zuerst auf den Bauernhof der Eltern, weil er ständig auf Hilfe angewiesen war. Seit drei Jahren hat er nun in Bülach eine Wohnung. Er muss lernen, alltägliche Dinge zu tun. Geht einkaufen, macht Sport.

Der Körperunterhalt braucht den ganzen Arbeitstag. Er muss sich dauernd bewegen. Der Tagesablauf ist wichtig. Am Morgen wacht er oft in der Fötusstellung auf, weil sich die Haut am Bauch und an der Brust zusammenzieht. Er steht auf und muss zuerst Dehnübungen machen. Dienstag und Freitag hat er Termine in der Physiotherapie und der Ergotherapie. Es geht darum, Narbenstränge abzulösen und zu verschieben.

Er darf nicht nichts machen. Aber ab 25 Grad wirds schwierig. Der Körper ist dann überfordert von der Wärme. Philipp braucht eine Kühlweste, weil seine Haut nicht schwitzt und er nicht natürlich abkühlt. Die kühle Luft im Engadin hilft ihm. Sonst sind die Sommermonate eine Tortur. Zumal die Atmung zu einem Drittel eingeschränkt ist. Die Luftröhre wurde durch die heisse Luft beschädigt.

Einen Apfel muss er in Stücke schneiden, weil er den Mund nicht so weit öffnen kann. Beim Kochen verkrampfen seine Hände schnell, wenn er etwas schneidet. Es gibt viele Handlungen, die für ihn Hindernisse darstellen. Die Wohnungstüre aufschliessen beispielsweise, eine Kaffeetasse halten. Er muss immer an die Grenze gehen. Mal ist es intensiv, mal im Fluss.

Wenn er Einkaufstaschen trägt, zieht es ihm die Schultern noch mehr runter. Er bekommt Mühe mit dem Atmen. Das geht auf die Schultern und



den Gesichtsbereich. Der Zug des Narbengewebes ist so gross, dass sich die Augen in der Nacht nicht ganz schliessen. «Ich brauche immer Augensalbe und über Nacht eine Maske, damit ich schlafen kann. Wenn der Lidschluss nicht komplett ist, könnte ich das Augenlicht verlieren.»

Mit der Zeit wird die Haut fester. Zu Beginn war sie sehr weich, es reichte ein Stoss, um sie zu verschieben. Sie fühlte sich an wie rohes Ei. Aber jetzt platzt sie nicht mehr ständig auf. «Ich habe 98 Prozent der Beweglichkeit ausgeschöpft. Jetzt geht es darum, das zu erhalten.» Sobald er nichts macht, zieht sich die Haut zusammen.

Wenn er sich zu wenig bewegt, kommt auch die Unsicherheit wieder. Das Unwohlsein, der Schmerz. Es ist eine Abwärtsspirale.

Jahrelang ist es auch ein Kampf mit den Versicherungen, weil es vor Philipp nie einen vergleichbaren Fall gegeben hat. 2019 legt die Suva einen medizinischen Endzustand fest: Seine körperliche Verfassung kann nicht mehr verbessert werden. Er bekommt die volle Rente zugesprochen. Die IV- und die Suva-Rente ermöglichen ihm eine Existenz. Trotzdem fragt er sich: Was ist in zehn oder fünfzehn Jahren?

Philipps grösste Hürde aber ist die Konfrontation mit der Welt. Als er in den Monaten nach der Reha in einen vollbesetzten Zug steigt, geht einer auf ihn zu und sagt: «Läck, sind das alles Verbrennungen?» Alle anderen haben ihn schon zuvor wahrgenommen. Sie verstecken sich hinter ihren Smartphones – aber schielen trotzdem herüber. «Im Moment, als er das sagte, dachte ich: Eigentlich habe ich nicht Lust auf das ganze Abteil. Alle schauen mich an. Ich sagte laut: Ja, ich hatte einen Arbeitsunfall.» Es ist nur eine von vielen bizarren Situationen.

Kinder starren hemmungslos. Aber wenn Philipp ihnen sagt, was passiert ist, ist es sofort vorbei. Dann ist das Interesse weg.

«Mein Alltag ist so, wie wenn du bei minus zwei Grad im Winter in der Badehose an der Bushaltestelle stehen würdest», sagt er. «Mach das mal, dann weisst du, wie das für mich ist.» Mit der Zeit findet er Situationen, in denen er sich wohl fühlt. Wie beim

Gang zum Bäcker. Aber Ferien sind für ihn nicht Ferien. Zwei Wochen vor Beginn spürt er nichts als Stress und wünscht sich, sie wären schon vorbei, denn in den Ferien haben die Leute noch mehr Zeit zu schauen.

2017 stand er erstmals wieder auf dem Snowboard, das genoss er, denn die Kleider decken alles ab. Er kann in einer vollgepackten Gondel stehen, ohne dass jemand ihn beachtet. Er geniesst das, zumindest, bis er am Mittag ins Restaurant kommt und Mütze und Skibrille ablegt.

Zu Hause bei Philipp

Philipp wohnt im ersten Stock eines alten Riegelhauses in Bülach. Bilder von früher hängen an der Wand. Sie zeigen ihn mit langen Haaren. Er schaut sie ab und zu an. Aber er hat keinen Bezug mehr dazu. Mit 22, 23 Jahren arbeitete er im Winter jeweils im Davoser Nachtleben an der Bar. Sein grosses Hobby war das Snowboarden. «Das war meine Rock-'n'-Roll-Zeit. Ich kam selten vor fünf Uhr morgens ins Bett.»

Er hat eine Kiste mit Kettchen, Briefen, Erinnerungsstücken aus den Zeiten auf der Intensivstation. Wenn es ihm richtig schlecht geht, holt er sie hervor, legt sie sich auf die Knie. Dann schaut er die Dinge an und taucht noch tiefer in die Trauer ein. «Dann geb ich mir den Rest», sagt er.

Vor dem Unfall war er in einer Beziehung mit einer Davoserin, die bereits zwei Kinder hat. «Wir waren erst ein paar Monate zusammen. Sie hat sich dem Unfall voll hingeegeben und war tage- und nächtelang am Bett. Ich fragte mich aber, wohin das führt. Ich wollte ihr das nicht antun und habe mich gegen meinen Willen von ihr getrennt.»

Spätestens in der Reha kommen ihm die Gedanken: Du wirst nie wieder eine Frau finden. Niemand will dich mit diesem Äusseren. Aber das hat sich gelegt. Er weiss, es geht um viel mehr als um Äusserlichkeiten. Er hat wieder Beziehungen ausprobiert. Aber die Überforderung war zu gross. «Und momentan ist das überhaupt nicht relevant. Ich will nicht, dass es in einer Beziehung nur um mich geht.»

Ich, Philipp

Philipp hat über den Sommer eine einfache 2-Zimmer-Wohnung in einem

Athletenhaus in Silvaplana gemietet, lebt mit Profisportlern Tür an Tür. Weltklasseathleten grüssen ihn. Es ist kein Mitleid, das aus ihren Augen spricht, es ist Respekt. Dieser Unterschied ist ihm wichtig.

Von Silvaplana aus kann er direkt zum Laufen um den See oder aufs Rad Richtung Malojapass. Manchmal geht er wandern. Zwei, drei Stunden. Steile Wege. Das kommt von der Leistung an einen 20-Kilometer-Lauf heran. Er sieht Fortschritte. Hat Muskeln zugelegt. 2021 will er sich an die halbe Ironman-Distanz wagen. Und doch stösst er immer wieder an Grenzen. Beim Velofahren hat er oft «zu wenig Platz zum Atmen». Manchmal findet er über drei Stunden nicht die richtige Position. Er muss seine Gedanken kontrollieren. Die Natur hilft ihm dabei. Früher hat er sie kaum wahrgenommen.

Jeden Abend, bevor er schlafen geht, setzt er sich an den Bettrand, lässt den Tag Revue passieren. «Ich überlege mir, welche schönen Begegnungen ich hatte. Ich bin dankbar für alles Gute, was passiert ist. So versuche ich den Tag mit schönen Gedanken abzuschliessen.»

Es gibt auch jetzt noch Situationen, in denen er den Karren am liebsten an die Wand fahren würde. Aber er sagt sich: «Wenn ich den Saich schon überlebt habe, soll es auch einen Sinn machen.»

Nach einem Training kommt Philipp zu einem Essen an den Silsersee. Ihm geht es gut, er scherzt mit der Bedienung. Er hat sogar die Kappe kurz abgezogen, die er sonst immer trägt.

«Es gibt auch Patienten, die sich von Beginn weg gegen alles wehren», sagt er. «Dann verabschieden sie sich aus dem Leben. Auch ich versank in meinem Schicksal, war tief unten im Wasser, jetzt bin ich knapp unter der Oberfläche.»

Nach der Verabschiedung fährt er mit dem Rennvelo Richtung St. Moritz. Wir fahren mit dem Auto an ihm vorbei. Im Rückspiegel erscheint sein Gesicht. Seine Freunde haben früher immer gesagt: Wenn Philipp kommt, geht die Sonne auf. Jetzt lächelt er.

Schau, das bin ich. Philipp. DM

CHRISTIAN BÜRGE ist freier Journalist.
redaktion@dasmagazin.ch